Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 2

Artikel: Frau Sorge [Fortsetzung folgt]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661746

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXIV. Jahrgang. Zürich, 15. Oktober 1930. Heft 2

Oktober.

Herbstmorgen. Klarheit ohne Ende.
Ein goldnes Netz hängt ausgespannt,
goldschimmernd stehn die Bergeswände,
und golden flimmern Tal und Land.

Ein warmer Hauch webt in den Zweigen
Erinn'rung an des Sommers Glut;
ein sterbend Blatt fällt durch das Schweigen,
vom Baume tropft es rot wie Blut.

Im grünen Hag will's mählich lichten —
süß in der Traube kocht der Saft:
Herbsttag, schon lerntest du verzichten
und stehst doch in der Reife Kraft.

Emil Hügli.

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

3. Kapitel.

Zu derselben Zeit faßte er den Plan, dem „weißen Hause" einen Besuch abzustatten. Ganz auf eigene Faust. Er verschob es auf den Frühling, als aber der Frühling kam, fand er nicht den Mut dazu. Er verschob es auf den Sommer, aber auch dann kamen allerhand Hindernisse dazwischen. Einmal hatte er einen großen Hund allein auf der Wiese umherstreichen sehen — wer konnte wissen, ob es nicht ein toller war? — und ein andermal war ihm der Bulle mit gesenkten Hörnern auf den Leib gerückt.

„Ja, wenn ich groß sein werde, wie die Brüder", so tröstete er sich, „und in die Schule gehe, dann werde ich mir einen Stock nehmen und den tollen Hund totschlagen, und den Bullen werd' ich bei den Hörnern fassen, daß er mir nichts tun kann."

Und er verschob es auf das nächste Jahr; denn dann sollte er beginnen in die Schule zu gehen, ganz wie die großen Brüder.

Die großen Brüder waren Gegenstand seiner Anbetung. Zu werden wie sie, erschien ihm das letzte Ziel menschlicher Wünsche. Auf Pferden reiten — auf großen wirklichen, nicht bloß auf hölzernen — Schlittschuh laufen, schwimmen ganz ohne Binsen und Schweinsblasen, und Vorhemdchen tragen, weiße, gestärkte, die mit Bändern um den Leib befestigt werden, ach, wer das könnte!

Aber dazu muß man erst groß sein, tröstete er sich. Diese Gedanken behielt er ganz für sich, der Mutter mochte er sie nicht sagen, und den Brüdern selbst, — o die machten sich sehr wenig mit ihm zu schaffen. Er war ein solcher Knirps in ihren Augen, und wenn die Mutter bestimmte,

daß sie ihn irgendwohin mitnähmen, waren sie unwillig, denn dann mußten sie auf ihn achtgeben und um seiner Dummheit willen die schönsten Streiche aufgeben. Paul fühlte das wohl, und um ihren bösen Gesichtern und noch böseren Püffen auszuweichen, sagte er meistens, er wolle lieber zu Hause bleiben, mochte ihm auch noch so weh ums Herze sein. Dann setzte er sich auf den Pumpenschwengel, und während er sich leise hin und her schaukelte, träumte er von den Zeiten, da er's den Brüdern gleichtun wollte.

Auch im Lernen. — Und das war keine Kleinigkeit, denn beide, Max sowohl wie Gottfried, saßen die Ersten in ihrer Schule und brachten zu den Feiertagen stets sehr schöne Zeugnisse mit nach Hause. Wie schön die waren, ersieht man daraus, daß sie ihnen von dem Vater je einen Silbergroschen, von der Mutter eine Honigstulle eintrugen.

An einem solchen Freudentage hörte er den Vater sagen: „Ja, wenn ich die beiden Ältesten in eine gute Schule geben könnte, da würde was aus ihnen werden, denn sie haben ganz meinen aufgeweckten Kopf, aber Bettler, wie wir sind, werden wir sie wohl auch zu Bettlern erziehen müssen."

Paul dachte viel darüber nach, denn er wußte bereits, daß Max zum Feldmarschall und Gottfried zum Feldzeugmeister geboren sei. Es hatte sich nämlich einmal ein Ruppiner Bilderbogen mit Abbildungen der österreichischen Armee in das Heidehaus verirrt, und an diesem Tage waren die Brüder einig geworden, die beiden höchsten Würden der Generalität unter sich zu verteilen, während ihm, dem Jüngeren, eine Unterleutnantsstelle zufallen sollte. Seitdem war allerdings eine Periode gekommen, in der der eine den Beruf zum Trapper, der andere zum Indianerhäuptling in sich fühlte, aber Pauls Gedanken blieben an jenen goldgestickten Uniformen haften, mit denen die hölzernen Speere und die aus Lumpen zusammengeflickten Sandalen, wie sie die Brüder beim Spielen trugen — die letzteren nannten sie „Mokassins" — keinen Vergleich aushalten konnten. Auch warum sie später wieder Naturforscher und Superintendenten werden wollten, blieb ihm unverständlich — die Neuruppiner Bilder waren doch das beste.

Zu derselben Zeit begannen die Zwillinge gehen zu lernen. Käthe, die ältere — sie war um dreiviertel Stunden früher zur Welt gekommen — machte den Anfang, und Grete folgte ihr drei Tage später nach.

Das war ein bedeutungsvolles Ereignis in Pauls Leben. Plötzlich stand er gebannt in einen Kreis von Pflichten, der ihn so bald nicht wieder freilassen sollte.

Niemand hatte ihm aufgetragen, die ersten Schritte der kleinen Schwestern zu bewachen; aber so selbstverständlich es stets gewesen war, daß er seine Schuhe schon am Abend putzte und die der Brüder dazu, daß er sein Röckchen viereckig zusammengefaltet zu Kopfenden des Bettes niederlegte und die beiden Strümpfe kreuzweise darüber, daß er nie einen Flecken ins Tischtuch machte, und daß er vom Vater einen Denkzettel erhielt, wenn das Unglück einem der Brüder passierte, so selbstverständlich war es auch, daß er sich fortan der kleinen Schwestern annahm und mit altkluger Sorge über ihren tollkühnen Steh- und Gehkunststücken wachte.

Er kam sich so wichtig in diesem neuen Amte vor, daß selbst die Sehnsucht nach der Schule geringer wurde, und hätte er allenfalls noch — pfeifen können, das Maß seiner Wünsche wäre voll gewesen.

Ja, pfeifen können, wie Jons, der Knecht, oder auch nur wie die älteren Brüder, das war nun das Ziel seiner Träume, der Gegenstand unaufhörlicher Studien. Aber er mochte noch so viel den Mund spitzen und noch so viel die Lippen anfeuchten, um sie geschmeidig zu machen, kein Ton kam zum Vorschein. Ja, wenn er die Luft einzog, dann ging es allenfalls — einmal war es ihm sogar gelungen, die ersten vier Töne von „Ist ein Jud' ins Wasser gefallen" hervorzubringen, aber jeder zünftige Pfeifer weiß, daß die Luft zum Munde hinausgestoßen werden muß, und das gerade war es, was er nicht lernen konnte.

Auch hierin tröstete er sich mit dem Gedanken: „Wenn ich erst groß sein werde."

Die Weihnachten dieses Jahres brachten eine Freudenbotschaft. Von der „guten Tante" aus der Stadt, einer Schwester seiner Mutter, traf eine Kiste ein mit allerhand schönen und nützlichen Sachen, Bücher und Hemdenzeug für die Brüder, Kleidchen für die Schwestern und für ihn ein Samtrock, ein wirklicher Samtrock, mit Husarenschnüren und großen blanken Knöpfen. — Das war eine Freude! — Aber die allerschönste Bescherung stand erst in dem Briefe, den die Mutter mit Tränen der Rührung und der Freude vorlas. Die gute Tante schrieb, daß

sie aus dem letzten Briefe „Elsbeths“ ersehen habe, wie es ihres Mannes höchster Wunsch sei, den beiden ältesten Knaben eine bessere Schulbildung zu geben, und daß sie sich entschlossen habe, sie zu sich ins Haus zu nehmen und sie das Gymnasium auf eigene Kosten durchmachen zu lassen. Die Brüder jauchzten, die Mutter weinte, der Vater rannte in der Stube umher, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und murmelte aufgeregte Worte.

Er saß derweilen ganz still am Bettchen der Schwestern und freute sich innerlich.

Da kam die Mutter zu ihm heran, barg das Antlitz in seinen Haaren und sagte: „Wirst du es auch einmal so gut haben, mein Junge?“

„Ach, der!“ sagte der Vater, „der kapiert ja nichts.“

„Er ist noch so jung!“ erwiderte die Mutter, seine Wangen streichelnd, und dann zog sie ihm den schönen Samtrock an; den durfte er, weil's Feiertag war, bis zum Abend anbehalten. Und auch die Brüder kamen und herzten ihn, teils weil ihnen das Herz so voll von Freude war, teils auch des schönen Samtrockes wegen.

Ja, das waren Weihnachten!

Und als der Frühling sich näherte, ging's an ein großes Nähen und Stricken für die Aussteuer. Paul durfte beim Zuschneiden behilflich sein, die Elle halten und die Schere zureichen, und die Zwillinge lagen auf der Erde und wühlten in der weißen Leinwand.

Die Brüder wurden ausgestattet wie zwei Prinzen. Nichts wurde vergessen. Selbst Schlipse bekamen sie, die hatte die Mutter aus einer alten Taftmantille zurechtgeschneidert.

Die Brüder waren in dieser Zeit ungeheuer stolz. Sie spielten bereits die Herren, jeder auf seine Weise. Max drehte sich Zigaretten, indem er Knaster aus des Vaters Tabakskasten in kleine Papiertüten schüttete, die er dann an dem breiten Ende in Brand steckte, und Gottfried setzte sich eine Brille auf, die er in der Schule für sechs Hosenknöpfe erstanden hatte.

„Gefall' ich dir so?“ fragte er, vor Paul hin und her stolzierend, und da dieser „ja“ sagte, wurde er abgeküßt; hätte er „nein“ gesagt, würde er einen Katzenkopf bekommen haben.

Gleich nach Ostern fuhren die beiden Brüder ab. Das gab viel Tränen im Hause. Als aber der Wagen zum Hoftor hinausgerollt war, da preßte die Mutter ihr tränenüberströmtes Gesicht gegen Pauls Wange und flüsterte:

„Du bist lange vernachlässigt worden, mein armes Kind; jetzt sind wir wieder zu zweien wie vordem.“

„Mama, au Tuß!“ schrie die kleine Käthe, die Ärmchen ausreckend, und ihre Schwester tat desgleichen.

„Ja, ihr seid ja auch noch da!“ rief die Mutter, und heller Sonnenschein leuchtete über ihr blasses Gesicht.

Und dann nahm sie jede auf einen Arm, trat mit ihnen ans Fenster und schaute lange nach dem „weißen Hause“ hinüber.

Paul steckte den Kopf zwischen den Falten ihres Kleides hervor und tat desgleichen.

Die Mutter senkte den Blick zu ihm herab, und als er seinem altklugen Kinderauge begegnete, errötete sie ein wenig und lächelte. Aber keines sprach ein Wort.

Als der Vater aus der Stadt zurückkam, verlangte er, daß Paul anfangen sollte, in die Schule zu gehen. —

Die Mutter wurde sehr traurig und bat, ihn doch noch ein halbes Jahr daheimzulassen, damit sie sich nicht allzusehr nach den beiden Ältesten bange, sie wolle ihn selber unterrichten und weiter bringen, als der Lehrer es vermöchte. Aber der Vater wollte nichts davon wissen und schalt sie eine Tränenliese.

Paul bekam einen Schreck. — Die Sehnsucht nach der Schule, die ihn früher stets erfüllt hatte, war ganz verschwunden; freilich, jetzt waren auch die Brüder nicht mehr da, denen er nachzueifern hatte.

Am nächsten Tage nahm der Vater ihn bei der Hand und führte ihn ins Dorf hinüber, dessen erste Häuser etwa zweitausend Schritt von dem Meyhöferschen Grundstück entfernt lagen.

Immerhin ein tüchtiges Stück Weges für einen so kleinen Burschen.

Aber Paul hielt sich wacker. Er hatte so große Furcht, vom Vater Schläge zu bekommen, daß er bis an das Weltende marschiert wäre.

Die Schule war ein niedriges, strohbedecktes Gebäude, nicht viel anders wie ein Bauernhaus, aber daneben standen allerhand hohe Stangen mit Leitern und Gerüsten.

„Daran werden die faulen Kinder aufgehängt,“ erklärte der Vater.

Pauls Angst erhöhte sich noch; als aber der Lehrer, ein freundlicher, alter Mann mit weißen Bartstoppeln und einer fettigen Weste, ihn zu sich aufs Knie nahm und ihm ein schönes, buntes Bilderbuch zeigte, da wurde er wieder

ruhig, nur die vielen fremden Gesichter, die von den Bänken her nach ihm hinstarrten, schienen ihm nichts Gutes zu bedeuten.

Er erhielt den letzten Platz und mußte zwei Stunden lang Grundstriche auf die Schiefertafel malen.

In der Zwischenpause kamen die großen Jungen an ihn heran und fragten nach seinem Frühstücksbrote, und als sie sahen, daß es mit Schlackwurst belegt war, nahmen sie es ihm fort. Er ließ sich das ruhig gefallen, denn er glaubte, es müsse so sein. Beim Nachhausegehen prügelten sie ihn, und einer stopfte ihm Nesseln in den Halskragen. Er glaubte, auch das müsse so sein, denn er war ja der Kleinste; aber als er die Häuser des Dorfes hinter sich hatte und einsam auf der sonnbeglänzten Heide daherging, da fing er zu weinen an. Er warf sich unter einem Wacholderbusche nieder und starrte zum blauen Himmel in die Höhe, wo die Schwalben hin und her schossen.

„Ach, wenn du doch auch so fliegen könntest!" dachte er, — da fiel das „weiße Haus" ihm ein.

Er richtete sich auf und suchte es mit den Augen. Wie das verzauberte Schloß, von welchem die Mutter in ihren Märchen zu erzählen wußte, strahlte es zu ihm herüber. Die Fenster glitzerten wie Karfunkelsteine, und die grünen Büsche wölbten sich ringsum wie eine hundertjährige Dornenhecke.

In seinen Schmerz mischte sich ein Gefühl des Stolzes und des Selbstbewußtseins. „Du bist nun groß," sagte er sich, „denn du gehst ja in die Schule. Und wenn du jetzt die Wanderschaft antreten wolltest, kann niemand etwas dagegen haben." Und dann kam wieder die Angst über ihn. Der böse Bulle und die tollen Hunde — man kann ja nicht wissen. Er beschloß, sich die Sache bis zum nächsten Sonntage zu überlegen.

Aber das „weiße Haus" ließ ihm fortan keine Ruhe. Jedesmal, wenn er über die Heide ging, fragte er sich, was denn eigentlich an jenem Wege Schlimmeres wäre als an dem nach der Schule. Freilich die Fahrstraße — die lief durch einen dunklen Fichtenwald, und in solchen Wäldern hausen allerhand Zwerge und Hexen, auch Wölfe kommen nicht selten darin vor, wie die Geschichte vom Rotkäppchen zeigt, aber wenn er quer über die Wiese ging, dann behielt er das Heimathaus stets in den Augen und konnte des Rückweges sicher sein.

Der Gang erschien ihm wie eine Ehrenpflicht, die er jetzt, da er „groß" sei, zu erfüllen habe, und wenn die Angst aufs neue in ihm erwachte, schalt er sich einen Feigling. Dies Wort galt in der Schule als eine große Beschimpfung.

Als der Sonntag kam, war er entschlossen, die Fahrt zu wagen. Er schlich sich um den Zaun herum und lief, so rasch er laufen konnte, über die väterlichen Wiesen in der Richtung nach dem „weißen Hause" zu.

Dann kam ein Zaun, der mit leichter Mühe zu überklettern war, und dann ein Stück fremden Heidelandes, auf dem er noch nie gewesen war. Aber auch hier gab es nichts Gefährliches. Das Heidekraut glänzte im Sonnenschein, die welken Katzenpfötchen knisterten zu seinen Füßen, ein warmer Wind strich ihm entgegen. Er versuchte zu pfeifen, aber er mußte noch immer die Luft einziehen, um einen Ton zu erzeugen. Darüber schämte er sich, und ein kleinmütiges Gefühl bemächtigte sich seiner.

Dann kam ein sumpfiges Moor, das wiederum seinem Vater gehörte. Der sprach oft davon. Er ging mit dem Gedanken um, Torf darin zu stechen, aber er wollte die Sache nur im großen beginnen, und dazu fehlten ihm die nötigen Gelder.

Paul sank bis an die Knöchel im Sumpfe ein, und jetzt erst kam er auf den Gedanken, daß er die neuen Stiefel vielleicht beschmutzen würde. Er erschrak, denn er erinnerte sich der Worte der Mutter: „Schone sie sehr, mein Junge, ich habe sie von meinem Milchgelde abgespart." Auch den schönen Samtrock trug er, weil es eben Sonntag war. Er besah die glänzenden Seidenschnüre und war einen Moment unschlüssig, ob er nicht lieber umkehren sollte, nicht des Samtrockes wegen, nein, nur um die Mutter nicht zu betrüben.

„Aber vielleicht komme ich doch heil hindurch," so tröstete er sich und begann weiter zu laufen. Der Boden wogte unter seinen Füßen, und bei jedem Schritte ertönte ein quatschender Laut, wie wenn man den Schlegel aus dem Butterfasse zieht.

Dann kam er an ein schwarzes Brachwasser, an dessen Rande weißhaarige Küchenschellen blühten und auf dem, wie Grünspan glitzernd, eine Lösung von Eisen herumschwamm. Er ging ihm vorsichtig aus dem Wege, geriet zwar vollends in den Morast, kam aber schließlich doch wieder ins Trockene. Die Stiefel waren zwar zuschanden, aber vielleicht ließen sie sich an der Pumpe heimlich abwaschen.

Er schritt weiter. Die Lust zum Pfeifen war ihm vergangen, und je größer das „weiße Haus" aus den Gebüschen in die Höhe stieg, desto beklommener wurde ihm zumute. Schon konnte er eine Art von Wall unterscheiden, der die Bäume umgab, und durch eine Lücke im Laubwerk sah er ein langes, niedriges Gebäude, das er aus der Ferne nie bemerkt hatte. Dahinter noch eins, und in einer schwarzen Höhle eine hohe Flamme, die hin und her züngelte. Das mußte eine Schmiede sein — aber sollte die selbst am Sonntage arbeiten?

Eine unerklärliche Lust zu weinen ergriff ihn, und während er blindlings weiterlief, stürzten ihm die Tränen aus den Augen.

Plötzlich sah er einen breiten Graben vor sich, bis zum Rande mit Wasser gefüllt. Er wußte wohl, daß er nicht hinüberkommen würde, aber der Trotz zwang ihn, zum Sprunge auszuholen, und im nächsten Augenblick schlug das dicke, schmutzige Wasser über ihm zusammen.

Bis auf die Knochen durchnäßt, mit einer Schicht von Morast und Algen umgeben, kam er wieder ans Land zurück.

Er versuchte die Kleider trocknen zu lassen, setzte sich auf den Rasen und schaute nach dem „weißen Hause" hinüber. Er war ganz mutlos geworden, und als ihn gar sehr zu frieren begann, ging er traurig und langsam nach Hause zurück.

4. Kapitel.

Der Sommer, der nun folgte, brachte dem Hause Meyhöfers eitel Kummer und Not. — Der frühere Besitzer hatte seine Hypothek gekündigt, und es war keine Aussicht vorhanden, daß irgend jemand die nötige Summe leihen würde.

Haus zum Bau, Meilen. Phot. O. Albeck, Meilen.

Meyhöfer fuhr wöchentlich wohl drei-, viermal in die Stadt und kam am späten Abend betrunken nach Hause. Manchmal blieb er auch die Nacht über fort.

Frau Elsbeth saß derweilen aufrecht in ihrem Bette und starrte in die Dunkelheit. Paul erwachte oft, wenn er ihr leises Schluchzen hörte. Dann lag er eine Weile mäuschenstill, denn er mochte es nicht merken lassen, daß er wach war, aber schließlich fing auch er zu weinen an.

Dann wurde wieder die Mutter still, und

wenn er gar nicht aufhören wollte, stand sie auf, küßte ihn und streichelte seine Wange, oder sie sagte:

„Komm zu mir, mein Junge.“

Alsdann sprang er auf, schlüpfte in ihr Bett, und an ihrem Halse schlief er wieder ein.

Der Vater prügelte ihn oft. Er wußte selten, warum. Aber er nahm die Schläge hin, als etwas, das sich von selbst verstand.

Eines Tages hörte er, wie der Vater die Mutter schalt.

„Weine nicht, du Tränensack“, sagte er, „du bist bloß dazu da, um mir mein Elend noch größer zu machen.“

„Aber, Max“, antwortete sie leise, „willst du den Deinen verwehren, dein Unglück mit dir zu tragen? Müssen wir nicht um so enger zusammenhalten, wenn es uns schlecht geht?“

Da wurde er weich, nannte sie sein braves Weib und belegte sich selber mit bösen Schimpfnamen.

Frau Elsbeth suchte ihn zu beruhigen, bat ihn, Vertrauen zu ihr zu haben und tapfer zu sein.

„Ja, tapfer sein — tapfer sein!“ schrie er, aufs neue in Ärger geratend, „ihr Weiber habt klug reden, ihr sitzt zu Hause und breitet demütig die Schürze aus, damit euch Glück oder Unglück in den Schoß falle, wie's der liebe Himmel beschert; wir Männer aber müssen hinaus ins feindliche Leben, müssen kämpfen und streben und uns mit allerhand Gesindel herumschlagen. — Geht mir mit euren Mahnungen! Tapfer sein, ja, ja — tapfer sein!“

Darauf schritt er dröhnenden Schrittes zum Zimmer hinaus und ließ den Wagen anspannen, um seine gewöhnliche Wanderfahrt anzutreten.

Als er wiedergekommen war und seinen Rausch ausgeschlafen hatte, sagte er:

„So — jetzt ist auch die letzte Hoffnung dahin. Der verfl.... Jude, der mir das Geld zu fünfundzwanzig Prozent vorschießen wollte, erklärt, er wolle nichts mehr mit mir zu tun haben. — Na, dann läßt er's bleiben ... Ich hust' auf ihn ... Und zu Michaelis können wir richtig betteln gehn, denn diesmal bleibt uns nicht so viel wie das Schwarze unterm Nagel. Aber das sag' ich dir — diesmal überleb' ich den Schlag nicht — ein Kerl von Ehre muß auf sich halten, und wenn ihr mich eines schönen Morgens oben am Sparren baumeln seht, dann wundert euch nicht.“

Die Mutter stieß einen entsetzlichen Schrei aus und klammerte die Arme um seinen Hals.

„Na, na, na“, beruhigte er sie, „es war so schlimm nicht gemeint. Ihr Weiber seid doch allzu klägliche Geschöpfe ... Ein bloßes Wort schmeißt euch um!“

Scheu trat die Mutter von ihm zurück, aber als er hinausgegangen war, setzte sie sich ans Fenster und schaute ihm angstvoll nach, als ob er sich schon jetzt ein Leids antun könnte.

Von Zeit zu Zeit lief ein Schauern durch ihren Körper, als friere sie ...

In der Nacht, die diesem Tage folgte, bemerkte Paul erwachend, wie sie aus ihrem Bette aufstand, einen Unterrock überwarf und an das Fenster trat, von dem aus man das „weiße Haus“ sehen konnte. Es war heller Mondenschein — vielleicht schaute sie wirklich hinüber. — Wohl zwei Stunden lang saß sie da — unverwandt hinausstarrend. — Paul rührte sich nicht, und als sie mit Beginn der Morgendämmerung vom Fenster zurückkam und an die Betten ihrer Kinder trat, drückte er die Augen fest zu, um sich schlafend zu stellen. Sie küßte zuerst die Zwillinge, die umschlungen nebeneinander ruhten, dann kam sie zu ihm, und wie sie sich zu ihm herabbeugte, hörte er sie flüstern: „Gott, gib mir Kraft! Es muß ja sein.“ Da ahnte er, daß etwas Außergewöhnliches sich vorbereitete.

Als er am andern Nachmittag aus der Schule heimkehrte, sah er die Mutter in Hut und Mantille, ihrem Sonntagsstaat, in der Laube sitzen. Ihre Wangen waren noch bleicher als sonst, die Hände, die in dem Schoße lagen, zitterten.

Sie schien auf ihn gewartet zu haben, denn als sie ihn nahen sah, atmete sie erleichtert auf.

„Willst du fortgehen, Mama?“ fragte er verwundert.

„Ja, mein Junge“, erwiderte sie, „und du sollst mit mir kommen.“

„Ins Dorf, Mama?“

„Nein, mein Junge — —“ ihre Stimme bebte — „ins Dorf nicht — du mußt dir die Sonntagskleider anziehen — der Samtrock freilich ist verdorben — aber aus der grauen Jacke hab' ich die Flecken ausgemacht — die geht noch — und die Stiefel mußt du dir wichsen — aber rasch.“

„Wohin werden wir denn gehen, Mama?“

Da schloß sie ihn in die Arme und sagte leise:

„Ins ‚weiße Haus‘!“

Er fühlte, wie ein heißer Schreck ihn überrieselte; der Jubel, der aus dem Herzen empor-

quellen wollte, erstickte ihn fast, er sprang auf den Schoß der Mutter und küßte sie stürmisch.

„Aber du mußt niemandem etwas davon sagen," flüsterte sie, „niemandem — verstehst du?"

Er nickte wichtig. Er war ja ein so kluger Mann. Er wußte, um was es sich handelte.

„Und nun zieh dich um — rasch!"

Paul flog die Treppe zur Kleiderkammer empor — und plötzlich! — auf welcher Stufe es war, ist ihm niemals klar geworden — ein langgezogener, schriller Ton quoll aus seinem Munde; da war kein Zweifel mehr — er konnte pfeifen, — er probierte es zum zweiten-, zum drittenmal — es ging vorzüglich!

Als er im vollsten Staat zur Mutter zurückkehrte, rief er ihr jubelnd entgegen: „Mama, ich kann pfeifen!" und wunderte sich, daß sie so wenig Verständnis für seine Kunst an den Tag legte. Sie nestelte nur ein wenig seinen Kragen zurecht und sagte dabei: „Ihr glücklichen Kinder!"

Dann nahm sie ihn bei der Hand, und die Wanderschaft begann. Als sie den dunklen Fichtenwald erreichten, in dem die Wölfe und die Kobolde hausten, war er soeben mit den Studien zu „Kommt ein Vogel geflogen" fertig geworden, und als sie wieder aufs freie Feld kamen, konnte er sicher sein, daß „Heil dir im Siegerkranz" nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

Die Mutter schaute mit trübem Lächeln auf ihn nieder, jeder schrille Ton ließ sie zusammenfahren, sie sagte aber nichts.

Das „weiße Haus" stand nun ganz nah vor ihnen. Er dachte nicht mehr an die neue Kunst. Das Schauen nahm ihn gänzlich gefangen.

Zuerst kam eine hohe, rote Ziegelmauer mit einem Torweg darin, auf dessen Pfosten zwei steinerne Knöpfe saßen, dann ein weiter, grasbewachsener Hofraum, auf dem ganze Reihen von Wagen standen und den in einem ungeheuren Viereck langgestreckte, graue Wirtschaftsgebäude umgaben. In der Mitte lag eine Art Sumpf, der von einer niedrigen Weißdornhecke umgeben war und in dem eine Schar von schnatternden Enten sich herumsielte.

„Und wo ist das ‚weiße Haus', Mama?" fragte Paul, dem das alles gar nicht gefiel.

„Hinter dem Garten," erwiderte die Mutter. Ihre Stimme hatte einen eigentümlich heiseren Klang, und ihre Hand umklammerte die seine so fest, daß er beinahe aufgeschrien hätte.

Jetzt bogen sie um die Ecke des Gartenzauns, und vor Pauls Blicken lag ein schlichtes, zweistöckiges Haus, das von Lindenbäumen dicht umschattet war und das wenig oder gar nichts Merkwürdiges an sich hatte. Auch lange nicht so weiß erschien es wie aus der Ferne.

„Ist es das?" fragte Paul gedehnt.

„Ja, das ist es!" erwiderte die Mutter.

„Und wo sind die Glaskugeln? und die Sonnenuhr?" fragte er. Ihn wandelte plötzlich eine Lust zum Weinen an. Er hatte sich alles tausendmal schöner vorgestellt; wenn man ihn auch um die Glaskugeln und die Sonnenuhr betrogen hätte — es wäre kein Wunder gewesen.

In diesem Augenblick kamen zwei kohlschwarze Neufundländer mit dumpfem Bellen auf sie zugestürzt. Er flüchtete sich hinter das Kleid der Mutter und fing zu schreien an.

„Dino! Nero!" rief eine feine Kinderstimme von der Haustür her, und die beiden Unholde jagten, ein freudiges Geheul ausstoßend, sofort auf die Richtung der Stimme los.

Ein kleines Mädchen, kleiner noch als Paul, in einem rosageblümten Röckchen, um das eine Art schottischer Schärpe geschlungen war, erschien auf dem Vorplatz. Sie hatte lange, goldgelbe Locken, die mit einem halbkreisförmigen Kamme aus der Stirn zurückgestrichen waren, und ein feines, schmales Näschen, das sie etwas hoch trug.

„Wünschen Sie Mama zu sprechen?" fragte sie mit einer zarten, weichen Stimme und lächelte dazu.

„Heißt du Elsbeth, mein Kind?" fragte die Mutter zurück.

„Ja, ich heiße Elsbeth."

Die Mutter machte eine Bewegung, wie um das fremde Kind in ihre Arme zu schließen, aber sie bezwang sich und sagte:

„Willst du uns zu deiner Mutter führen?"

„Mama ist im Garten — sie trinkt eben Kaffee" — sagte die Kleine wichtig — „ich möchte Sie um den Giebel herumführen, denn wenn wir auf der Sonnenseite die Stubentür aufmachen, kommen gleich so viel Fliegen herein."

Die Mutter lächelte. Paul wunderte sich, daß ihm das zu Hause noch niemals eingefallen war.

„Sie ist viel klüger als du," dachte er.

Nun traten sie in den Garten. Er war weit schöner und größer als der auf Mussainen, aber von der Sonnenuhr war nirgends etwas zu entdecken. Paul hatte eine unbestimmte Vorstellung davon, wie von einem großen, goldenen

Turme, auf dem eine runde, funkelnde Sonnenscheibe das Zifferblatt bildete.

„Wo ist denn die Sonnenuhr, Mama?“ fragte er.

„Die werd' ich dir hernach zeigen,“ sagte das kleine Mädchen eifrig.

Aus der Laube trat eine hohe, schlanke Dame mit einem blassen, kränklichen Gesicht, auf dem der Schimmer eines unsagbar milden Lächelns ruhte.

Die Mutter stieß einen Schrei aus und warf sich laut aufweinend an ihre Brust.

„Gott sei Dank, daß ich Sie einmal bei mir habe,“ sagte die fremde Dame und küßte die Mutter auf Stirn und Wangen. „Glauben Sie, jetzt wird alles gut werden, Sie werden mir sagen, was Sie drückt, und es müßte seltsam zugehen, wenn ich nicht Rat wüßte.“

Die Mutter wischte sich die Augen und versuchte zu lächeln.

„Oh, es ist ja nur die Freude“, sagte sie, „ich fühle mich schon so frei, so leicht, da ich in Ihrer Nähe bin — ich habe mich so sehr nach Ihnen gebangt.“

„Und Sie konnten wirklich nicht kommen?“

Die Mutter schüttelte traurig den Kopf.

„Arme Frau!“ sagte die Dame, und beide sahen sich mit einem langen Blick in die Augen.

„Und dies ist am Ende gar mein Patenkind?“ rief die Dame, auf Paul hinweisend, der sich an das Kleid der Mutter klammerte und dabei an seinem Daumen sog.

„Pfui, nimm den Finger aus dem Munde,“ sagte die Mutter, und die schöne freundliche Frau hob ihn auf ihren Schoß, gab ihm einen Teelöffel voll Honig — „als Vorschmack“ sagte sie — und fragte ihn nach den kleinen Geschwistern, nach der Schule und allerhand sonstigen Sachen, auf die zu antworten gar nicht schwer war, so daß er sich schließlich auf ihrem Schoße beinahe behaglich fühlte.

„Und was kannst du denn schon alles, du kleiner Mann?“ fragte sie zu guter Letzt.

„Ich kann pfeifen!“ erwiderte er stolz.

Die freundliche Frau lachte ganz laut und sagte: „Nun, dann pfeif uns einmal eins!“

Er spitzte die Lippen und versuchte zu pfeifen, aber es ging nicht — er hatte es wieder verlernt.

Da lachten sie alle, die freundliche Frau, das kleine Mädchen und selbst die Mutter; ihm aber stiegen vor Scham die Tränen in die Augen, er schlug mit Händen und Füßen um sich, so daß die Dame ihn von ihrem Schoße gleiten ließ, und die Mutter sagte verweisend: „Du bist ungezogen, Paul!“

Er aber ging hinter die Laube und weinte, bis das kleine Mädchen an ihn herantrat und zu ihm sagte: „Ach geh, das mußt du nicht tun. — Unartige Kinder mag der liebe Gott nicht leiden.“ Da schämte er sich wieder und rieb sich die Augen mit den Händen trocken.

„Und jetzt will ich dir auch die Sonnenuhr zeigen,“ fuhr das Kind fort.

„Ach ja, und die Glaskugeln,“ sagte er.

„Die sind schon lange zerbrochen“, erwiderte sie, „in die eine ist mir im vorigen Frühling ein Stein hineingeflogen, und die andere hat der Sturm 'runtergeschmissen.“ Und dann zeigte sie ihm die Plätze, auf denen sie gestanden hatten.

„Und dies ist die Sonnenuhr,“ fuhr sie fort.

„Wo?“ fragte er, sich erstaunt umsehend. Sie standen vor einem grauen, unscheinbaren Pfahl, auf dem eine Art von Holztafel angebracht war. Das Kind lachte und sagte, das wäre sie ja.

„Ach, pfui doch!“ erwiderte er unwillig, „du machst mich zum Narren.“

„Warum soll ich dich zum Narren machen?“ fragte sie, „du hast mir ja nichts zuleide getan.“ Und dann behauptete sie noch einmal, das wäre die Sonnenuhr und nichts anderes; und sie wies ihm auch den Zeiger, ein armseliges, verrostetes Stück Blech, das aus der Mitte der Tafel hervorragte und seinen Schatten gerade auf die Zahl sechs warf, die mit anderen zusammen darauf angebracht war.

„Ach, das ist zu dumm,“ sagte er und wandte sich ab.

Die Sonnenuhr im Garten des „weißen Hauses“ war die erste große Enttäuschung seines Lebens. — — — —

Als er mit seiner neuen Freundin zur Laube zurückkehrte, traf er dort noch einen großen, breitschultrigen Herrn mit zwei mächtigen Bartzipfeln, der einen graugrünen Jägerrock trug und aus dessen Augen Funken zu sprühen schienen.

„Wer ist das?“ fragte Paul, sich furchtsam hinter seiner Freundin verbergend.

Sie lachte und sagte: „Das ist mein Papa; du, vor dem brauchst du keine Angst zu haben.“

Und sie sprang hell aufjubelnd dem fremden Manne auf den Schoß.

Da dachte er bei sich, ob er wohl jemals wagen würde, seinem Papa auf den Schoß zu

springen, und schloß daraus, daß nicht alle Väter sich glichen. Der Mann im Jägerrock aber streichelte sein Kind, küßte es auf beide Wangen und ließ es auf seinen Knien reiten.

„Sieh — Elsbeth hat einen Gespielen bekommen," sagte die fremde, freundliche Dame, und wies nach Paul hinüber, der, im Laubwerk verborgen, scheu in die Laube hineinschielte.

„Immer 'ran, mein Junge!" rief der Mann fröhlich und schnalzte mit den Fingern.

„Komm — hier auf dem andern ist noch Platz für dich," rief das Kind, und als er mit einem fragenden Blick nach der Mutter sich furchtsam näher schlich, ergriff ihn der fremde Mann, setzte ihn auf das andere Knie, und dann gab's ein keckes Wettreiten.

Er hatte nun alle Furcht verloren, und als frischgebackene Plinsen auf den Tisch gesetzt wurden, hieb er wacker ein.

Die Mutter streichelte sein Haar und hieß ihn sich nicht den Magen verderben. Sie sprach sehr leise und sah immer vor sich nieder auf die Erde. Und dann durften die beiden Kinder in die Sträucher gehen und sich Stachelbeeren pflücken.

„Heißt du wirklich Elsbeth?" fragte er seine Freundin, und als diese bejahte, sprach er seine Verwunderung aus, daß sie denselben Namen habe wie seine Mutter.

„Ich bin doch nach ihr getauft", sagte das Kind, „sie ist ja meine Patin."

„Warum hat sie dich denn nicht geküßt?" fragte er.

„Ich weiß nicht", sagte Elsbeth traurig, „vielleicht mag sie mich nicht."

Aber, daß sie den Mut nicht gehabt hatte, daran dachte keines von beiden. — — —

Es fing schon an dunkel zu werden, als die Kinder zurückgerufen wurden.

„Wir müssen nach Hause," sagte die Mutter.

Er wurde sehr betrübt, denn jetzt fing es ihm gerade zu gefallen an.

Die Mutter rückte ihm den Kragen zurecht und sagte: „So, nun küß die Hand und bedank dich."

Er tat, wie ihm befohlen, die freundliche Frau küßte ihn auf die Stirne, und der Mann im Jägerrock hob ihn hoch in die Luft, so daß er glaubte, er könne fliegen.

Und nun nahm die Mutter Elsbeth in den Arm, küßte sie mehrere Male auf Mund und Wangen und sagte: „Möge der Himmel einst an dir vergelten, mein Kind, was deine Eltern an deiner Patin getan haben."

Eine schwere Last schien von ihrer Seele abgewälzt; sie atmete freier, und ihr Auge leuchtete.

Elsbeth und ihre Eltern begleiteten sie beide bis an das Hoftor. Als die Mutter dort noch einmal Abschied nahm und dabei allerhand von Vergeltung und himmlischem Segen stammelte, fiel ihr der Mann lachend ins Wort und sagte, die Geschichte sei nicht der Rede wert, und es lohne sich nicht der Mühe des Dankes.

Und die freundliche Frau küßte sie herzlich und bat sie, recht bald wiederzukommen oder wenigstens die Kinder zu schicken.

Die Mutter lächelte wehmütig und schwieg.

Elsbeth durfte noch ein paar Schritte weiter mitkommen, dann verabschiedete sie sich mit einem Knickse.

Paul wurde es schwer ums Herz, er fühlte, daß er ihr noch etwas zu sagen habe, daher lief er ihr nach, und als er sie eingeholt hatte, raunte er ihr ins Ohr:

„Du — und ich kann d o c h pfeifen." — — —

Als Mutter und Sohn den Wald betraten, brach die Nacht gerade herein. Es war pechrabenschwarz ringsum, aber er fürchtete sich nicht im mindesten. Wäre jetzt ein Wolf des Weges gekommen, er würde ihm schon gezeigt haben, was 'ne Harke ist.

Die Mutter sprach kein Wort; die Hand, die die seine umklammert hatte, brannte, und der Atem kam laut, wie ein Seufzen, aus ihrer Brust.

Und als sie beide auf die Heide hinaustraten, stieg der Mond bleich und groß am Horizont empor. Ein bläulicher Schleier lag über der Ferne. Thymian und Wacholder dufteten. Hie und da zirpte ein Vögelchen am Boden.

Die Mutter setzte sich auf den Grabenrand und schaute nach dem traurigen Heimwesen hinüber, dem all ihre Sorge galt. Dunkel ragten die Umrisse der Gebäude in den Nachthimmel empor. Aus der Küche schimmerte einsam ein Licht.

Plötzlich breitete sie die Arme aus und rief in die stille Heide hinein: „Ach, ich bin glücklich!"

Paul schmiegte sich fast ängstlich an ihre Seite, denn nimmer noch hatte er einen ähnlichen Ruf von ihr vernommen. Er war so sehr an ihre Tränen und ihren Kummer gewöhnt, daß ihm dieser Jubel ganz unheimlich erschien.

Und dabei fiel ihm ein: Was wird der Vater sagen, wenn er von diesem Gang erfährt? Wird

er die Mutter nicht schelten und böse mit ihr sein, mehr noch als sonst? Ein dumpfer Trotz bemächtigte sich seiner, er biß die Zähne zusammen, dann streichelte er tröstend der Mutter Hände und küßte sie und murmelte: „Er darf dir nichts tun!“

„Wer?“ fragte sie zusammenschauernd.

„Der Vater,“ sagte er leise und zögernd.

Sie seufzte tief auf, erwiderte aber nichts, und schweigend und kummervoll gingen sie weiter.

Die graue Frau war über ihren Weg gehuscht und hatte den Augenblick der Freude verdorben. Und es war der einzige, den das Schicksal Frau Elsbeth noch schenkte...

*

Am andern Tage gab es eine böse Stunde zwischen ihr und ihrem Gatten. Er schalt sie ehr- und pflichtvergessen. Sie hätte durch ihr Betteln zur Armut auch noch die Schande gefügt.

Aber das Geld nahm er. **(Fortsetzung folgt.)**

Heimat.

Wir wandern wieder durch der Heimat Straßen,
Wo Dunkel wir und Licht zuerst gekannt,
Wo unsre Sehnen spielend wir gespannt,
Noch ungewohnt, den Bogen fest zu fassen.

Wie hoch und mächtig waren uns die Gassen!
Weit wie die Welt erschien das enge Land,
Darein der Jugend Traum uns mild gebannt,
Das wir, erwacht, mit lautem Lied verlassen.

Aus süßer Ferne hallten Münsterglocken,
Und ob des Brunnens nimmermüdem Quell
In freier Höhe dufteten die Linden...

Was wollen uns die alten Pfade locken?
Die Dämmrung schwand dahin. Der Tag ist hell.
Wir aber wandern, bis wir Frieden finden.

Gottfr. Bohnenblust.

Burg Gutenfels.

Von Wilhelm Ruland.

Auf einem Felsen bei Kaub stand im Mittelalter die Burg der Herren von Falkenstein. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte sie ein Graf Philipp mit seiner Schwester Guta. Die junge Gräfin Guta war eine überaus liebreizende Erscheinung, und zahlreiche Ritter bewarben sich um ihre Hand. Doch keiner hatte bisher mit seiner Werbung Erfolg gehabt; das Fräulein trug kein Verlangen, des geliebten Bruders trauliches Heim mit einem andern zu vertauschen.

Eines Tages wurde zu Köln ein prächtiges Turnier gehalten. Aus allen Gauen des Reiches, selbst aus Welschland und England waren Ritter erschienen. Zahllos war die Menge der Zuschauer, gar groß die Zahl derer, die hier um den Preis aus schöner Hand mit den Waffen kämpften. Unter ihnen befand sich ein Ritter aus England, der um seiner stattlichen Gestalt und seiner prunkvollen Rüstung willen auffiel. Er kämpfte mit verhülltem Visier und ward von den Turniervögten als der Löwenritter aufgerufen; denn ein goldener Löwe zierte seinen Schild.

Bald erregte der schlanke Brite auch wegen seiner meisterhaften Kampfart Aufsehen, und als es ihm gelang, seinen Gegner, einen der gefürchtetsten Zweikämpfer, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben, durchbrauste lauter Jubel die Runde. Unter den Schaulustigen befand sich auch der Falkensteiner mit seiner Schwester. Auch Guta hatte mit erhöhter Anteilnahme während des Turniers den fremden Ritter betrachtet, und aufrichtig bedauerte sie, dem Verhüllten nicht ins Angesicht blicken zu dürfen.

Die Gelegenheit kam bald, nachdem der Brite als Sieger aus dem Zweikampf hervorgegangen war. Ein seltsames Gefühl, wie sie es früher nie gekannt hatte, ergriff die Jungfrau, als des Fremdlings männlich schönes Antlitz nunmehr sich unverhüllt zeigte. Ihre Beklemmung steigerte sich noch, als sie ersucht wurde, dem Sieger den Preis, einen goldenen Lorbeerkranz, zu überreichen.

Ob der Ritter in dem Antlitz der liebreichen Frau las, was diese vergeblich ihm zu verbergen suchte? Ob in dem Augenblick, wo er vor der Holden niederkniete und sie mit bebender Hand